

**Mehmet Emir**

# **Fotografien aus Zımeq**

**Mein kurdisches Dorf in Dersim, 1983–2019**

### Danksagung

Zuerst danke ich den Menschen aus **ZIMEQ**, die – trotz des Fotoapparates zwischen mir und ihnen – seit über 36 Jahren ihren Blick durch die Linse zu mir gefunden haben.

**Marianne Six-Hohenbalken** möchte ich besonders meinen Dank zum Ausdruck bringen – sie hat bei der Realisierung des Buchprojektes Großes geleistet.

**Şükrü Aslan** und **Thomas Freiler** danke ich für ihre Textbeiträge.

**Ulla Pilz** danke ich für das Redigieren und Lektorieren der Buchtexte.

**Eva Kolm** danke ich für die Korrekturen meiner Texte.

**Renate** und **Andreas Schultz** danke ich für die grafische Gestaltung.

**Kamer Söylemez** gilt mein Dank für seine Übersetzung der Zusammenfassung ins Zazaki.

**Mehmet Emir**

4 Ich bin seit über 40 Jahren in Wien ...

**Şükrü Aslan**

14 Zımeq: Die Sozialgeschichte  
eines Dorfes in Dersim

**Mehmet Emir**

36 Dorfansichten

54 Die Überlebenden

96 Arbeitswelt

126 Die Almzeit

150 Architektur – Veränderung

196 Hochzeiten

240 Dorf, Sehnsucht

266 Die Kinder aus Zımeq

**Thomas Freiler**

352 Zu den Fotografien von Mehmet Emir

**Marianne Six-Hohenbalken**

362 Zusammenfassung

364 *Summary*

366 *Kilmek*

368 Impressum





Mehmet Emir

# Ich bin seit über 40 Jahren in Wien ...

## Einleitung

Ich bin seit über 40 Jahren in Wien. Mit 16 Jahren habe ich mich entschieden, die Stadt Elazığ und mein Herkunftsland zu verlassen, um in Österreich Fußballer zu werden. Mein Vater war einer der „ersten Generation“, die nach dem Assoziierungsabkommen zwischen Österreich und der Türkei als Migranten nach Österreich zum Arbeiten gekommen sind. Menschen wie mein Vater waren die ersten Werbeträger der westlichen Konsumgesellschaft. Aus meinem Dorf, einem kleinen Dorf zwischen den Bergen in der Region Dersim (kurdische Bezeichnung), dem heutigen Tunceli (türkische Bezeichnung) arbeiten viele in verschiedenen europäischen Ländern. Alle wollten unbedingt nach Deutschland. Jene, die es nicht nach Deutschland schafften, gingen entweder nach Österreich, Frankreich, in die Niederlande oder in die Schweiz. Mein Vater wollte ursprünglich auch nach Deutschland, aber er hatte einen Termin verpasst. Bei der Bewerbungsstelle wurde er gefragt, ob er nach Österreich gehen würde. Er stimmte zu. Bevor er nach Österreich kam, hatte er in verschiedenen türkischen Städten gearbeitet, bereits in jungen Jahren in Bergwerken, zum Schluss in Istanbul als Schuhputzer. Als er 1964 in Österreich ankam, wurde er gleich vom Südbahnhof (jetzt heißt es Hauptbahnhof) von einem Bauern aus Niederösterreich abgeholt. Er hatte sofort eine Arbeitsstelle. Manche Migranten konnten nur im Winter nach Hause fahren. Das waren die Saisoniers, die im Winter nicht arbeiteten, weil die Firmen nur für neun Monate eine Arbeitserlaubnis beantragten. Mein Vater fuhr jedes zweite Jahr auch im Sommer für einen Monat in die Heimat. Ansonsten kam er wie manche andere Migranten, die ebenfalls im Straßenbau arbeiteten, im Winter für zwei Monate nach Hause. Viele Männer aus der Region Dersim gingen zum Arbeiten in die türkischen Großstädte oder ins Ausland.

Im Sommer kehrten diese Menschen in ihre Dörfer zurück. Jeder dieser Arbeiter, der im Ausland war, wurde als Almancı, auf Türkisch „der Deutsche“ bezeichnet. Diese „Deutschen“ brachten jedes Jahr eine andere technische Errungenschaft in ihre Dörfer. Auch die Bekleidung dieser Menschen hatte sich verändert. Sie kamen mit Hüten, Krawatten und Anzügen. Mehrere große Koffer waren immer vollgestopft mit vielen Geschenken. So machten die Dorfbewohner mit Nylonhemden Be-

← Mein Vater war einer der „ersten Generation“, der nach dem Assoziierungsabkommen zwischen Österreich und der Türkei als Migrant nach Österreich zum Arbeiten gekommen ist.



kanntschaft. Die Leinenhemden in den Garderoben der Kleinbauern mussten den Nylonhemden Platz machen. Andere beliebte Geschenke waren Marlboro-Zigaretten oder Schokolade. Wir Kinder freuten uns immer auf die Geschenke, am meisten Freude machte uns Schokolade. Aufgrund des Ansehens des Vaters wurden auch wir als Almanci, als „Deutschländer“ bezeichnet. Die anderen Kinder des Dorfes beneideten uns, weil unser Vater ein Deutschländer war. Mein Vater wurde seinem Ruf auch gerecht: Die ersten Jahre brachte er immer neue technische Geräte ins Dorf. Am Anfang war es ein Tonbandgerät, dann ein Kassettendeck. In den 1970er Jahren kam er mit einer Singer-Nähmaschine ins Dorf. Ich frage mich immer noch, wie er diese Nähmaschine neben seinen drei großen Koffern mit einem Bus aus Wien über den Balkan durch die Türkei bis zur Kreisstadt Hozat und anschließend mit der Tragkraft des menschlichen Körpers – im Winter liegen bis zu drei Meter Schnee und damals gab es noch keine Straßen ins Dorf – zu uns nach Hause gebracht hat. Diese Nähmaschine war auch noch auf einem Tisch montiert, in den man sie versenken konnte, wenn man sie nicht brauchte. Ab dem Zeitpunkt nähte meine Mutter die Pluderhosen für alle Frauen im Dorf. Fotoapparate brachte mein Vater auch immer wieder mit. In seinen Briefen, die er nach Hause schickte und die ein Monat oder noch länger brauchten, waren immer Fotografien aus Wien enthalten. Die Fotografien waren immer in Farbe. Es gab kein einziges Foto, auf dem mein Vater in Arbeitskleidung abgebildet war. Auch von seiner Wohnsituation war gar nichts auf diesen Fotografien zu sehen. Es waren immer irgendwelche Paläste oder Rosengärten im Hintergrund sichtbar.

Später brachte er eine Super 8-Filmkamera, eine Videokamera und Ähnliches mit. Manchmal hatte er sogar Käse mit, in einem Nylonsack sehr gut verpackt, und das obwohl wir in einer Gegend lebten, wo die Tiere nur das fraßen, was in der Natur wächst, und wo man in der Landwirtschaft keine Spritzmittel verwendete und bis heute nicht verwendet.

\* \* \*

In den 1970er Jahren war es auch noch möglich, ohne Einreisevisum nach Europa zu kommen. Damals reichte eine Einladung von einem Verwandten im Ausland aus, um jemanden in ein europäisches Land zu holen. Nach dem Militärputsch 1980 habe ich mich entschieden, nach Österreich zu gehen. „Wenn jemand immer so toll angezogen ist, muss er auch eine eigene Wohnung haben“, dachte ich mir damals. Die Fotografien in den Briefen meines Vaters hatten mir ein Bild vermittelt, das ich gar nicht anzweifeln konnte. Der 18. März 1981 hat mich eines Anderen belehrt.

Als wir nach meiner Ankunft in Wien in der Früh den ersten Zug vom Südbahnhof Richtung Strebersdorf an der niederösterreichischen Grenze nahmen und entlang der Zugschienen zu den Baracken gingen, waren die in meiner Erinnerung so farbenfrohen Fotos aus den Briefen meines Vaters zu Schwarzweiß-Fotos geworden.

Als erstes sehe ich ein zweistöckiges Barackengebäude, Asphalt, Schotter, Pflastersteine und dann die Asphaltfabrik. Von den Palästen auf den Fotos ist nicht zu sehen. Im unteren Stock des Barackenhauses gehen wir den Gang entlang in das letzte Zimmer.

An jeder dritten Tür ist ein großer Mülleimer angebracht. Neben den Türen an den Wänden hängen asphaltbeschmierte Arbeitskleider und Arbeitsschuhe. Ab diesem Zeitpunkt muss ich mit

meinem Vater und einem seiner Arbeitskollegen, der auch aus Dersim stammt, in diesem nicht einmal 15m<sup>2</sup> großen Zimmer leben. Plötzlich befinde ich mich in einer Lebensrealität, mit der ich nie gerechnet habe.

Mit der Zeit lerne ich auch die Arbeitskollegen kennen, die in den anderen Barackenzimmern wohnen. Hier beginnt meine Sehnsucht nach dem Dorf, den Geschwistern und der Mutter. Nicht in einem Paradies zu leben wie auf den Fotografien meines Vaters, sondern in einem Barackenzimmer und sich plötzlich in einer Sprachlosigkeit wiederzufinden, ist etwas Schreckliches. Nach zwei Monaten bekomme auch ich eine Arbeitserlaubnis. Mein Vater freut sich zwar für mich, aber er fragt mich nicht, wie es mir damit geht. Er ist nur froh, dass ich mit ihm in der gleichen Baufirma arbeiten kann. Er selbst ist insgesamt 25 Jahre bei dieser Straßenbaufirma beschäftigt. Er möchte nur, dass ich arbeite, mein Geld spare und am Naschmarkt einen Gemüsestand kaufe. Bald spiele ich auch in einem Club in der Wiener Liga Fußball. Ich kann mich allerdings noch nicht mit den Kollegen unterhalten. Mir fehlen die Sprachkenntnisse. Ich melde mich bei einem Sprachkurs an. In Wien bin ich wie ein Geist, weil ich mich nicht zurechtfinde. Ich gehe meiner Arbeit nach. Obwohl ich mit sechzehn Jahren bereits bei einer Straßenbaufirma arbeite und unter der Woche jeden Tag um halb sechs aufstehen muss, gehe ich jede Woche zwei Mal zum Fußballtraining und besuche zwei Mal nach der Arbeit den Abend-Sprachkurs für Berufstätige. All diese Aktivitäten sollen mir helfen, schneller von dieser Wohnsituation und Arbeit wegzukommen. Damals gibt es weder bei uns im Dorf noch in Elazığ, wo meine Mutter und die Geschwister wohnen, Telefon, auch bei uns in Wien in den Baracken nicht. Die Kommunikation findet durch die Briefe statt.



Als wir nach meiner Ankunft in Wien in der Früh den ersten Zug vom Südbahnhof Richtung Strebersdorf an der niederösterreichischen Grenze nahmen und entlang der Zugschienen zu den Baracken gingen, waren all die farbenfrohen Fotos meines Vaters in den Briefen in meiner Erinnerung zu Schwarzweiß-Fotos geworden.



Wenn ich vom Fußballtraining oder vom Sprachkurs so gegen 23 Uhr zu den Baracken zurückkomme, schlafen bereits alle Bewohner. Das Knarren des Holzbodens macht mir zu schaffen. Obwohl ich auf Zehenspitzen gehe, kann ich diese Geräusche nicht verhindern.



Die jugoslawischen Kollegen fahren an den Wochenenden ab Wien Südbahnhof nach Hause und kommen am Montag wieder zur Arbeit. Die Waldviertler, Burgenländer und Niederösterreicher fahren mit ihren Autos in ihre Dörfer. Die Asphaltfabrik samt Schotter überlässt man an den Wochenenden den Türken und Kurden. Ich beneide diejenigen, die jedes Wochenende ihre Dörfer und ihre Familien besuchen können. Für mich, für uns, ist das eine Weltreise. Finanziell geht sich nur einmal im Jahr ein Besuch in der Türkei aus. Wenn die Kollegen aus Jugoslawien zurückkommen, sind sie glücklich. Das sieht man ihnen an. Unsereiner muss in Wien den Grant der türkischen-kurdischen Kollegen aushalten. Die einzige Freude der Kollegen ist, an den Samstagen zum Landstraßer Fleischmarkt zu gehen, um Halal-Fleisch zu kaufen und am Sonntag neben der Asphaltfabrik am Schotterhaufen zu grillen. Von dem Platz aus kann man zwar den Kahlenberg sehen, von wo aus der polnische König Sobieski die Osmanen besiegt hat, aber mit der Geschichte der Osmanen haben meine Kollegen nicht sehr viel am Hut. Nach dem Grillen spielen sie Karten.

Mein Vater nimmt mich am Anfang mit auf seine fotografischen Touren durch Wien. Er weiß, wo sich die MigrantInnen aufhalten. Alle Parks von Wien, in denen sich MigrantInnen treffen, kennt er. Mein Vater besucht immer das Dorotheum (ein bekanntes Auktionshaus), um Fotoapparate zu ersteigern. Diese Fotoapparate verkauft er in der Türkei weiter. Dadurch habe ich schon in jungen Jahren professionelle Fotoapparate in der Hand und lerne von meinem Vater das Fotografieren.

Wenn ich vom Fußballtraining oder vom Sprachkurs so gegen 23 Uhr zu den Baracken zurückkomme, schlafen bereits alle Bewohner. Das Knarren des Holzbodens macht mir zu schaffen. Obwohl ich auf Zehenspitzen gehe, kann ich diese Geräusche nicht verhindern. Im länglichen Vorraum brennen die Neonleuchten, aber im Zimmer drehe ich das Licht nicht auf, weil ich den Arbeitskollegen nicht aufwecken will. Mein Vater wartet auf mich. Er kann nicht einschlafen, bevor ich im Zimmer bin. Ohne das Licht aufzudrehen, ziehe ich mich aus – mit der Zeit entsteht ein gewisser Automatismus. Das Zimmer ist ohnehin klein und mir steht nur ein Hocker zur Verfügung, auf den ich meine Kleidung staple. Bin ich im Bett, kann ich nicht einschlafen, obwohl ich seit halb sechs Uhr früh auf bin und keine Pause gemacht habe. Mich jucken immer die Füße von dem 100 Grad warmen Asphalt. Mein Vater wird dann laut und fragt, warum ich denn noch nicht schlafe. Endlich lässt das Jucken an den Füße nach. In den ersten Jahren bin ich in meinen Träumen immer im Dorf. Manchmal fliege ich über das Dorf hinweg.



In der Früh steht mein Vater vor mir auf und bereitet das Frühstück zu. Jeden Tag ist es das gleiche Frühstück. Schnell wird es gegessen. Ich nehme saubere Kleidung in einem Billa-Sackerl mit, da ich von der Arbeit gleich zum Deutschkurs oder zum Fußballtraining gehe. Nun wird eine Sitzgelegenheit auf den LKW geladen. Hinten auf der Ladefläche sitzen die Ausländer, vorne neben dem Fahrer sitzt der Vorarbeiter. Mit dem LKW fahren wir unter die Asphaltmaschine. Das schwarze Gold, wegen dem viele Ausländer hier in Österreich ihre Arbeit verdanken, fließt auf die Ladefläche. Es wird gleich mit einer Decke zugedeckt, damit es bis zu den Baustellen warm bleibt. Es stinkt auf der Ladefläche, wo wir sitzen, gegen die Fahrtrichtung. Wir fahren nicht zum Horizont, sondern entfernen uns von ihm. Diese Fahrten auf den LKWs machen mich immer traurig. Dann träume ich von den Landschaften meiner Gegend.

Das erste Mal muss mein Vater die Verantwortung für eines seiner Kinder übernehmen. Noch in der Türkei hatte er bereits in anderen Städten gearbeitet. Er hatte mit der Kindererziehung nie etwas zu tun gehabt, wie wahrscheinlich auch die Arbeitskollegen in den Baracken. Mein Vater spricht meine Sprache nicht. Er versteht mich nicht. Die Arbeitskollegen verstehen mich auch nicht. Ich beschäftigte mich neben der Arbeit mit dem Fußballspielen und dem Sprachkurs. Es gefällt den türkischen Arbeitskollegen auch nicht, dass ich Deutsch lerne. Sarkastisch fragten sie mich, ob ich denn vorhätte, als Deutschlehrer zu arbeiten. Keiner von ihnen war in all den Jahren auf die Idee gekommen, Deutsch zu lernen. Sie waren hier, um Geld zu verdienen und das Geld nach Hause zu schicken. Das „Ausländerdeutsch“ reicht ihnen für ihre Arbeit. Manche hatten auch österreichische Freundinnen, und wenn ich sie manchmal gemeinsam erlebte, sprachen diese Frauen genauso.

Als ich sieben Jahre alt war, verließ meine Familie das Dorf und zog in die nächste Stadt, nach Elazığ. Das war in den 1970er Jahren. Meine Eltern wollten, dass wir eine bessere Ausbildung bekommen. Die Landwirtschaft reichte in vielen Fällen nicht aus, um die großen Familien zu ernähren. In dieser Zeit gab es in den türkischen Städten viel Arbeit. Manche gingen in die nächstgelegenen Städte, manche in die Großstädte der Türkei. In den 1970er Jahren war es auch noch möglich, ohne Einreisevisum nach Europa zu kommen. Damals reichte eine Einladung von einem Verwandten im Ausland aus, um jemanden in ein europäisches Land zu holen. Auch in den türkischen Städten hatten die Menschen ihre Verwandten in ihrer Nähe. Im kurdischen Teil der Türkei siedelten sich





die Neuankömmlinge aus den Dörfern in den Bezirken an, wo bereits viele aus der gleichen Gegend wohnten. Dort wirkten dann auch dörfliche soziale Strukturen.

Trotzdem war es für die Kurden sprachlich schwierig. Zwar waren die Kinder in türkische Schulen gegangen, aber ihr Türkisch reichte oft noch nicht ganz aus, um die neuen LehrerInnen zu verstehen. Zu Hause sprachen wir Zazaki. Keine der LehrerInnen interessierte es, ob wir Türkisch konnten oder nicht.

Meiner Mutter war die städtische Kultur fremd, wie den anderen Frauen in dem Bezirk auch. Die Frauen trafen sich vor den Häusern, nachdem sie mit ihren Hausarbeiten fertig waren. In die Lebensmittelgeschäfte schickte man die Kinder, die Türkisch konnten. Wichtige Grundnahrungsmittel kaufte man in großen Mengen in Lebensmittelhallen im Zentrum der Stadt. Brot backte man wie in den Dörfern selbst. Meine Familie hatte nach dem Umzug noch Tiere im Dorf, einige Schafe, Ziegen und eine Kuh. Die ersten Jahre betreute meine Tante über die Wintermonate unsere Tiere, im Gegenzug lebten drei Cousins, die auch in die Schule gingen, bei uns in der Stadt. Was schwieriger war, auf die Tiere im Dorf aufzupassen oder drei Kinder zusätzlich in der Stadt zu betreuen, können nur meine Mutter und meine Tante beantworten. Auch nach der Übersiedelung waren wir SelbstversorgerInnen. Im Frühling ging meine Mutter, noch bevor die Schulferien begannen, zurück ins Dorf. Das war wie noch eine Übersiedlung, und das jedes Jahr. Damals fuhr man bis zur Kreisstadt Hozat, von dort aus waren es noch 25 km bis ins Dorf. Ab der Kreisstadt gab es keine Autostraßen mehr. Man ließ über mündliche Nachrichten die Verwandten wissen, wann man in der Kreisstadt ankommen würde, dann kamen die Verwandten mit Maultieren und holten einen ab. Meine Mutter hatte auch noch die kleinen Kinder bei sich. Diese Übersiedelungen ins Dorf waren für sie immer eine Odyssee. Wenn die Nachricht von ihrer Ankunft nicht überbracht worden war, musste sie in der Kreisstadt andere Menschen gegen Bezahlung bitten, ihr umfangreiches Gepäck mit Maultieren ins Dorf zu befördern. Sie musste das alles alleine durchstehen. Auf uns größere Kinder in der Stadt musste bis zu den Sommerferien die ältere Schwester aufpassen, obwohl sie selbst auch noch in die Schule ging. Ab dem Frühling konnte sich keines von uns Kindern mehr auf die Schule konzentrieren. Wir alle wollten schnell ins Dorf zur Mama oder zu den Verwandten, obwohl das Leben im Dorf für uns acht Kinder keine Ferienzeit war.

Jedes von uns Kindern musste arbeiten. Kitze und Lämmer mussten jeden Tag von einem von uns außerhalb des Dorfes zum Weiden gebracht werden. Um das Dorf herum gab es auch Wölfe, die kleinen Tiere wären eine leichte Beute für die Wildtiere gewesen. Die anderen Kinder des Dorfes



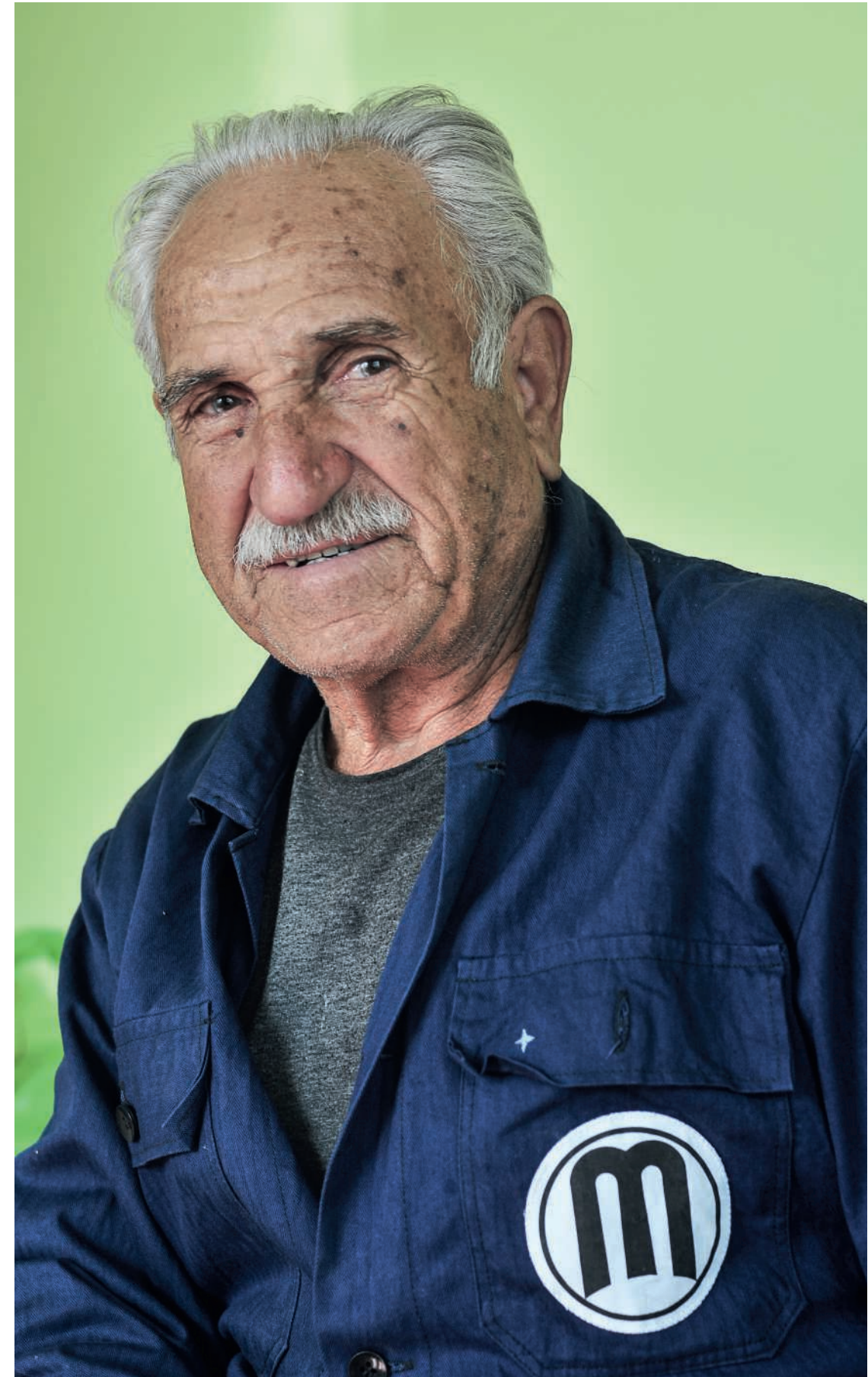


waren mit ihren Kleintieren auch immer außerhalb des Dorfes. Obwohl wir uns auf unsere Aufgaben konzentrieren mussten, gab es viele verschiedene Spiele, die uns Spaß machten.

Die Ziegen und Schafe musste man getrennt von den Kühen auf die Berge zur Weide führen. Die Ziegen und Schafe waren schneller unterwegs als die Kühe. Daher mussten wir zwei bis drei Mal im Monat die Tiere des Dorfes zum Weiden auf die Berge bringen. Einmal die Ziegen und Schafe und einmal die Kühe. Das war eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe, schließlich handelte es sich um etwa fünfhundert bis sechshundert Schafe und Ziegen. Des Öfteren begegnete ich Wölfen, die im Sommer eher einzeln unterwegs waren. Neben diesen Tätigkeiten musste das Gras für das Winterfutter der Tiere gemäht, getrocknet, ins Dorf geschleppt und gelagert werden. Wir hatten auch Felder mit Weizen und Hafer und pflanzten verschiedene Gemüsesorten an. Das Gemüse wurde sowohl frisch gegessen als auch für den Winter getrocknet, sodass wir im Winter in der Stadt keine Gemüse kaufen mussten. So versorgten sich auch viele andere Familien, die den Sommer im Dorf verbrachten. Wir hatten mit dem Onkel und anderen Verwandten eine Wassermühle in der Nähe des Dorfes. Die BewohnerInnen der Nachbardörfer brachten ihren Weizen auf Maultieren zum Mahlen in unsere Mühle. Als Bezahlung bekamen wir einen gewissen Prozentsatz des Weizens. Wenn wir manchmal den Mühlsteinen beim Mahlen zuschauten, rochen wir den Duft des frischen Mehls.

Das Dorf war im Sommer für viele, die in den Großstädten der Türkei, aber auch im Ausland lebten, ein fixer Treffpunkt. Bis in die 1980er Jahre lebten um die vierzig Familien im Dorf. Die Beziehung zum Dorf wollte niemand verlieren, der oder die in diesem Dorf geboren worden war. So war es eben auch bei mir, seitdem wir in den 1970er Jahren nach Elazığ umgezogen waren, also ein Pendlerleben führten. Meine Übersiedelung nach Österreich hat durch die Arbeitsbedingungen, durch die neue Sprache, die sozialen Bedingungen und die Lebensumstellung meine Sehnsucht noch verstärkt. Das Leben in Wien, das ich vorgefunden habe, hatte mit den Fotografien meines Vaters in seinen Briefen und dem Ansehen des Gastarbeitertums in der Heimat gar nichts zu tun. Um meine Sehnsucht nach dem Dorf und dessen Menschen zu stillen, begann ich, jedes Jahr im Urlaub zu fotografieren und Tonaufnahmen von und mit den Leuten zu machen. Das beruhigte mich, wenn ich wieder in diese Baracken, aber auch in meine Einsamkeit in dieser großen Stadt Wien zurückkehrte. Mit sieben Jahren im eigenen Dorf in eine türkische Schule zu gehen, ohne ein Wort Türkisch zu können, treibt einen zur Verzweiflung. Als Kind verstand ich das nicht, es gab auch keine psychologische Begleitung. Nach einer solchen Erfahrung in Wien wieder mit einer anderen Sprache konfrontiert zu sein, brachte mich wieder zur Verzweiflung.

Inzwischen sind es, mit ein paar Lücken, über sechsunddreißig Jahre geworden, in denen ich Tonaufnahmen, Super 8- und Videofilme, sehr viele Schwarzweiß-Fotos und Dias gemacht habe. Über zwanzigtausend Fotografien vom Leben im Dorf sind in der Zeit entstanden. Manche der älteren Dorfbewohner habe ich jedes Jahr fotografiert. Man sieht auf den Fotos, wie sie immer mehr Falten bekommen. Aber auch vieles andere hat sich im Dorf geändert, unter anderem die Architektur, die Kleidung und die Mobilitätsformen der Menschen.



Vater mit dem  
Arbeitsanzug der  
Firma Mayreder.



Riza Günes war ein sehr kräftiger Mann. Er hat oft für die anderen im Dorf als Tagelöhner gearbeitet. In den 1970ern ist er, wie viele andere, in die Nachbarstadt Elazığ umgezogen. Dort arbeitete er in den Bergwerken. Im Sommer kam er stets ins Dorf zurück und arbeitete dort weiter. Er war jemand, den ich sehr gerne fotografiert habe. Das letzte Foto von ihm stammt aus dem Jahr 2010.

